

Die Wünschelrute in unbekannten Handschriften und Frühdrucken

Von Professor Dr. Gerhard Eis, Heidelberg

Die Wünschelrute ist noch heute von der Aura des Geheimnisvollen umgeben. Sie ist eine der wenigen Erscheinungen, die sich der schulwissenschaftlichen Erklärung noch immer entziehen. Die Gedanken, die man sich in früheren Zeiten über sie machte, waren jedoch von den heutigen ganz verschieden. Während man in der neueren Zeit an unbekannte Strahlen oder paranormale Fähigkeiten der Rutengänger denkt¹, ging es früher um die Frage, ob es gute oder böse Geister seien, die die Rute lenken. Daß es überirdische Wesen sein müßten, wurde nicht bezweifelt. Man glaubte ja auch an Riesen und Zwerge, Nixen und Feen, Greifen, Drachen und Einhörner. An physikalische und psychologische Besonderheiten dachte man im Mittelalter nicht. Die wichtigste Sorge war die Sicherung des eigenen Seelenheils. Falls es böse Teufel waren, die bei der Mutung mitwirkten, dann war die Wünschelrute zu verwerfen. Gelang es aber, sie auszuschalten, durfte man sich ihrer Hilfe bedienen. Man hoffte, die Hilfe Gottes und bestimmter Heiliger erlangen zu können, indem man bei der Benützung der Wünschelrute fromme Sprüche murmelte, in denen lauter christliche Namen vorkamen. Eine andere Gefahr für das Seelenheil bildete dann noch die Gesinnung, die den Rutengänger bei seinem Unternehmen erfüllte. Hatte er die Absicht zu forschen und dem Gemeinwohl zu dienen, so war es gut; wollte er aber aus Habsucht sich selbst bereichern, dann drohte ihm Sünde und Sündenstrafe. Auch diese Gefährdung ließ sich jedoch beschwichtigen, indem man christliche Namen anrief, denn man konnte gewiß sein, daß Gott niemals zur Sünde helfen würde. Der Erfolg war dann ein Beweis für die Zulässigkeit.

So braucht man nicht zu zweifeln, daß auch die dämonengläubigen Menschen des Mittelalters ziemlich viel Rutengängerei getrieben haben, nicht nur im gemeinnützigen Bergbau, sondern auch zur persönlichen Bereicherung durch das Aufsuchen verborgener Schätze. Die erhaltenen Rutengängersprüche sind alle so formuliert, daß sich auch ein skrupulöses Gewissen beruhigt fühlen konnte. Falls es daneben auch Sprüche gab, in denen Teufel und heidnische Dämonen angerufen wurden, so wurden sie jedenfalls noch viel seltener zu Papier gebracht als die, welche in Form christlicher Gebete abgefaßt sind.

Die kulturhistorische und technikgeschichtliche Forschung hat sich bisher hauptsächlich mit den gedruckten Quellen beschäftigt, in denen von der Wünschelrute gehandelt wird², während die Handschriften, die in die Zeit vor den ältesten Frühdrucken zurückreichen, noch nicht ausgeschöpft wurden. Aber auch in Drucken der frühen Neuzeit kann man noch auf unbekannte Äußerungen über die Wünschelrute stoßen. Wir wollen im folgenden einige solcher Nachrichten bekannt machen, die aus Handschriften

und Drucken stammen, welche im übrigen nichts Einschlägiges enthalten und daher bisher noch nicht in diesem Zusammenhang erwähnt wurden. Es ist zur Zeit noch nicht möglich, die verschiedenen Überlieferungen zu ordnen, denn die Belege sind noch recht sporadisch und nicht immer eindeutig. Selbst bei den bebilderten Überlieferungen ist nicht stets klar zu erkennen, ob die dargestellten Männer Bergleute oder Schatzgräber und die Wünschelruten Haselzweige oder Eisendrähte sind. So können auch die folgenden Stellen nicht sicher gedeutet und vollständig interpretiert werden.

Ein handschriftliches Gebet um Erfolg der Wünschelrute, das aus der Zeit vor der Einführung des Buchdrucks stammt, steht im Cod. 5327 (Philos. 202) der Österreichischen Nationalbibliothek in Wien. Der Band wurde in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts geschrieben, und zwar — nach den sprachlichen Merkmalen zu urteilen — in Schwaben. Auf Bl. 143r hat sich ein Rubrikator mit Namen und Wohnort eingetragen: *Item Jörg buchschrärer von giengen*, d. i. Giengen im württembergischen Oberamt Heidenheim. Die Handschrift enthält außer einigen kleineren Eintragungen lauter Texte aus den verschiedenen Gebieten der „verbotenen Künste“: geomantische Traktate, astrologische Texte in Vers und Prosa, einen Johannes-Segen und verschiedene Zaubersprüche³. Unter einer kleinen Serie von Gebeten und Sprüchen zum Schatzsuchen findet sich auf Bl. 179v auch eine Beschwörung der Haselruten, die Schätze anzeigen sollen. Dieser Text ist von feierlichem Pathos erfüllt und gibt sich ganz christlich. Er lautet folgendermaßen:

In dem namen des uatters vnd des suns vnd des hailigen gaistes heb ich hie an, jn dem namen gottes, der da gantz gewaltig ist jn himel vnd jn erden. Her, hime(l)scher uatter, gib vns dinen trost! Her, himelscher uatter, uatter, erhöhr vnser gebett vnd vnsern ruff nvn fur din anlut!

Jch beschwer uch vier haselrutten by den uier ewangelisten, by sant lucas, by sant marcus, by santt Johannis vnd by sant matheus, das jr vns wiset uff den rechtten schatz, des wir hoffend sind.

Jch beschwer uch by den hailgen dryen kungen, by sant caspar, by sant melchior vnd by sant baltasar, das sie vns also recht wisen uff den rechten verborgen schatz, als sie gewiset warund von dem stern, der jn vor gieng zue der waren kinthait vnd zu kunfft vnsern herren jhesu christi. Amen.

Her, himelscher uatter, seid dem maule, das dir alle ding offenbar sind, so offenbar vns disen verborgen schatz in dem namen des uatters vnd des suns vnd des hailgen gaistes. Amen.

Zuerst wird Gottvater angerufen, weil er wie im Himmel auch auf und in der Erde gewaltig ist. Der zweite Absatz setzt die vier Wünschelruten, die hier eindeutig aus Hasel-

zweigen bestehen, mit den vier Evangelisten in Verbindung, die mit ihren Namen aufgezählt werden. Der dritte Absatz enthält eine Anrufung der Heiligen Drei Könige aus dem Morgenland, die so, wie sie einst selbst von einem Stern an ihr Ziel gewiesen wurden, die Schatzsucher zu den verborgenen Schätzen führen sollen. Im Schlußabsatz wird dann nochmals Gottvater feierlich angerufen. Anfangs spricht der Rutengänger in der Ichform, später geht er zur Wirform über. Wahrscheinlich machten sich vier Schatzgräber gemeinsam ans Werk. Es handelt sich eindeutig um die Suche nach vergrabenen Schätzen.

Nur wenige Jahre jünger ist ein anderes Gebet um rechte Führung der Wünschelrute, das im Cod. 3001 (Med. 213) der Wiener Nationalbibliothek eingetragen wurde. Dieser Band wurde von mehreren Schreibern um 1480 im nördlichen Bayern hergestellt. Er enthält alchemistische Rätselgedichte und Rezepte, einige medizinische Vorschriften, einen Merkvers auf die Flucht der Bewohner von Bamberg im Jahre 1430 und das Gebet für Rutengänger⁴. Dieser kleine Text wurde auf Bl. 90v von der Hand des ältesten der beteiligten Schreiber eingetragen. Auch dieses Gebet ist nach Art der kirchlichen Gebete stilisiert. Wieder wird Gottvater angerufen, weil er so wie im Himmel auch in der Erde die Herrschaft ausübt. Der Text lautet:

Ad virgulas.

Ich pit dich, gebaldiger got, alß du gebaldig pist in dem himel vnd in der erden, daz du gebalt vnd krafft vnd macht gebest dissen ruten, alß du gabst der rutte aron, da mit er schlug in daz rot mer, da jm dy kinder von israhel noch volgen in rechter lib vnd gelauben. Also laß mich auch, lieber her jhesus christus, dy ruten mit rechter warheit an dy rechten stat gen, da ich hin sin hab. In dem namen des vaters vnd des suns vnd des heiligen geists. amen.

Dieses Gebet geht von den gleichen Grundgedanken wie das schwäbische aus, zeigt aber im Wortlaut keine Verwandtschaft. Statt der vier Evangelisten und der drei Könige aus dem Morgenland werden Aron und Jesus Christus angerufen. Die Verbindung zu Aron stellt der Rutengänger ganz äußerlich dadurch her, daß er seine Rute mit der Rute vergleicht, mit der Aron in das Rote Meer schlug. Es wird nicht klar ausgesprochen, was die Rute anzeigen soll; sie soll an jene „rechte Stätte, auf die der Sinn gerichtet“ ist, hinführen. Auch über die Beschaffenheit der Ruten wird nichts Genaueres gesagt; die Überschrift *Ad virgulas* weist auf mehrere hin. Hier spricht der Schatzgräber in der Einzahl.

Von gleicher Art wie diese zwei Gebete, aber viel umfänglicher, ist ein ostbayrischer Wünschelrutentext, der in der Hs. 793 der Donaueschinger Hofbibliothek erhalten ist. Dieser Codex wurde um 1500 im unteren Inntal, wahrscheinlich in der Stadt Mühldorf, geschrieben. Ich habe auf diesen Text vor einigen Jahren hingewiesen⁵, und er wird von Berthilde Danner an anderer Stelle herausgegeben und untersucht werden.

Wie angelegentlich sich diese Sprüche auch mit christlichen Formeln zu legitimieren suchen — es blieb doch stets ein Rest von Scheu und Mißtrauen gegen die Wünschelrute übrig. Die Unerklärbarkeit und die Unsicherheit des Verfahrens stellte den Rutengänger in eine Reihe mit dem Kristallgucker und Sterndeuter, dem Nekromanten und Zauberer. Man wurde den Argwohn nicht los, daß doch der Teufel oder irgendein Erddämon seine Hand mit im Spiele habe. Deshalb fanden sich immer wieder Stimmen, die offen oder andeutungsweise warnten. Ein Beispiel für diese Einstellung zum Muten enthält das „Bergwercks Geschöpf“ von Georg Meyer, das 1595 bei Abraham Lamberg in Leipzig mit einer Widmung an Kaiser Rudolf II. im Druck erschien. Georg Meyer lebte in Preßnitz im Erzgebirge und war mit der älteren erzgebirgischen Fachliteratur vertraut⁶. Er ist stark von Ulrich Rüleins Bergbüchlein abhängig, von dem er auch die Einteilung des gesamten Stoffes übernahm⁷, kannte auch Georg Agricolas Werk und die Schriften des Joachimsthaler Bergpredigers Johannes Mathesius. Im zehnten Kapitel seines Büchleins kommt er auf die Gefahren zu sprechen, die nach dem Aberglauben der Zeit die leibliche Sicherheit und das seelische Heil des Bergmanns bedrohen. Dieser Teil trägt die Überschrift: *Was Gott für gutthaten den Bergleutn gönnet / auch den bösen Teuffeln vorgehenet vnd nach gelassen*. Er führt hier aus, daß Gott zulasse, daß „Bergmenlein“ oder „Keutzlin oder Bergteufel“ den Arbeitern nachstellen, sie zu sündhaftem Tun verführen und sie verderben. Sie bemächtigen sich der „Schetz Greber vnd Exorestes (lies Exorzisten) mit ihrem pentaculis sigillis, vnd andern beschwerden vnd Circkel gebrauchen / die sie wissentlich mit vberflüssigen Mißbrauch des hohen Göttlichen Namen verbringen“. In diesem Zusammenhang wird auch das Muten verurteilt. Er setzt dann fort (S. 123): *Solchen folgen auch etliche Bergleute / die viel beschwerden an die Ruten legen / so doch Gott vnd die Natur nicht zu lest / das sie darumb einer Mücken groß / von jhrer benedeiung wiche / darum saget Salomon / der Segen Gottes macht Reich ohne vrsach*. Meyer verbindet in dieser Argumentation die religiösen Bedenken mit den wissenschaftlichen Zweifeln am praktischen Erfolg. An einer anderen Stelle polemisiert er gegen die Pastoren, die den Sinn der Bibelstellen nach ihrem eigenen Wohlgefallen ausdeuten, und vergleicht sie deswegen mit den Rutengängern: *darumb richten vnd ziehen sie die Bleter der Biblia nach jhren jrrdischen wolgefallen, wie die vortelhafftigen Bergleute jre Ruten*. Die Bedeutung der Stelle ist allerdings nicht ganz klar. Will Meyer hier andeuten, daß die auf ihren Vorteil bedachten Bergleute die Bewegungen der Rute mit der eigenen Hand beeinflussen?

Ungefähr um die gleiche Zeit nahm auch ein gelehrter Leibarzt Kaiser Rudolfs, Johannes Sambucus, in einem lateinischen Gedicht zu der Rutengängerei Stellung. Er verzichtet bereits gänzlich darauf, die religiösen Bedenken noch zu erwähnen, und rückt die Enttäuschungen in den Vordergrund, die der Glaube an die Wünschelrute zu bereiten pflegt, und betrachtet sie gewissermaßen als eine gerechte Strafe für die Habgier. Die Gier nach Reichtum ist

nach seinen Versen die wichtigste, wohl sogar die einzige Triebfeder für die Verwendung der Wünschelrute. Er stellt diesen gierigen und abergläubischen Menschentyp dem gelassenen und überlegenen Humanisten gegenüber, der über das geschäftige Getriebe des Erwerbslebens erhaben ist und seine Befriedigung in edleren Genüssen sucht. Hier kommt die in der Renaissancezeit noch einmal zur Geltung gelangende Überheblichkeit des antiken Literaten zu Worte, die sich gegen die Handarbeit und alle dem Brot-erwerb dienenden Berufe richtete. Es ist dabei bemerkenswert, daß Sambucus im Hauptberuf Arzt war; auch die Heilkunde zählte ursprünglich zu den verachteten handwerklichen Künsten, die man die Eigenkünste nannte. Noch Francesco Petrarca hatte in seinen „*Invectivae contra medicum quendam*“ ausdrücklich auch die Ärzte verhöhnt und als Angehörige eines handwerklichen Brotberufes tief unter die Vertreter der freien Künste, insbesondere die Rhetoren, eingestuft⁸. Den Ärzten gelang es im Verlauf der späteren Entwicklung des Humanismus, zu den höher gebildeten Ständen gerechnet zu werden, weil bei den spätmittelalterlichen Universitätsgründungen die Medizin zu den höheren Fakultäten gehörte, die über den freien Künsten standen, welche als Artistenfakultät den propädeutischen Unterbau bildeten. Die humanistisch gebildeten Ärzte stellten sich nun aber nicht etwa in Gegensatz zu der althergebrachten Geringschätzung der handarbeitenden Berufe, unter der sie früher selbst zu leiden hatten, sondern machten sich nun ebenfalls den Anspruch auf höheres Ansehen zu eigen. Dies kommt auch bei Sambucus zum Durchbruch. Er stellt sich mit ausgesprochenem Überlegenheitsanspruch sowohl über die Unternehmer als auch über die Naturforscher. Den Unternehmer nimmt er als einen unweisen Spekulanten aufs Korn, der sein Geld im Bergbau verliert, den Naturforscher aber in der Gestalt des Rutengängers, dessen Kunst er als trügerischen, armseligen Irrtum hinstellt.

Unter den zahlreichen Werken von Johannes Sambucus ist der Gedichtband „*Emblemata*“, der an Format das kleinste ist, heute gewiß das anziehendste⁹. *Emblemata* sind kurze Gedichte zu symbolischen oder allegorischen Bildern, die jeweils einem bestimmten Zeitgenossen, meist einem befreundeten Gelehrten oder einem einflußreichen Gönner, gewidmet sind¹⁰. Vieles davon ist ohne Gewicht; die schmeichelhafte Huldigung geschieht meist in der Erwartung einer Gegenleistung, die den eigenen Ruhm vermehren soll. Man lernt aber aus solchen Gedichtbänden die Namen vieler Literaten kennen und gewinnt einen Einblick in die bisweilen sehr weitreichenden persönlichen Beziehungen der Humanisten. Die „*Emblemata*“ des Sambucus sind schön ausgestattet. Die Bilder stammen von Lucas de Heere und wurden von Pieter Huys gestochen. Der Band erschien bei Christophorus Plantin in Antwerpen und hatte einen großen Erfolg. 1566 kam — ebenfalls bei Plantin — auch eine holländische Übersetzung heraus, die Marcus Antonius Gillis verfaßt hat¹¹. In diesem Gedichtband handelt ein Stück von der Wünschelrute. Es ist dem heute vergessenen

Rechtsgelehrten Johann Tonner gewidmet. Der Text lautet — nach der Ausgabe von 1576, S. 283 — folgendermaßen:

Spes nunquam futurorum.

Domini Ioanni Tonner iuris consulto.

Quid non spes lucri passim promittit auaro?

Quid non attentant quod pretiumve negant?

Viscera perfodiunt terrae et phlegethontea rure

Scrutantur, nihil est tutum ab avaritia.

Perreptant montes cum rupibus, unde metalli

Spes lens ostensa est, ferrea virga notat.

Hanc manibus prensam velli, ut trahius magnete

Aiunt, hoc diues prosilit indicio.

Sed leviter numis exhaustis saepe redire

Moestus, et in lacqueo spem cumulare solet:

Nos alia docuit Tonner requiescere fessos

Et studiis tandem Pallas amica via.

Übertragung:

Hoffnung auf das nie Kommende.

Herrn Johann Tonner, dem Rechtsgelehrten.

Was verheißt nicht überall die Hoffnung auf Gewinn dem Habgierigen? Was lassen sie unversucht oder welchen Preis wollen sie nicht zahlen? Sie durchbohren die Eingeweide der Erde und durchforschen die Gefilde des unterirdischen Feuerstroms: nichts ist vor ihrer Habsucht sicher. Sie durchkriechen die Berge und Felsenklüfte, aus denen ihnen eine ungewisse Hoffnung auf Metall entgegenschimmert: die Rute zeigt die Erze an. Sie behaupten, diese werde ihnen, obwohl sie sie mit den Händen festhalten, wie von einem Magneten bewegt. Bei diesem Zeichen springt er auf, denn jetzt ist er reich. Aber oft, wenn er das Geld leichtsinnig verbraucht hat, pflegt er traurig zurückzukommen und seiner Hoffnung mit dem Strick ein „erhabenes“ Ende zu bereiten. Uns, Tonner, lehrte die freundliche Pallas Athene, auf andere Weise Ruhe zu suchen, wenn wir von den Studien endlich einmal müde sind.

Die Möglichkeit einer Dämoneneinwirkung zieht Sambucus gar nicht mehr in Betracht. Statt dessen steht hinter seinem Vergleich des zwischen Rute und Fund bestehenden Zusammenspiels mit einem Magneten bereits die Vorstellung von Strahlen, die von dem verborgenen Metall auf die Rute einwirken. Welcher Art die Wünschelrute ist, wird allerdings nicht ganz klar. Die Worte *ferrea virga notat* können zweierlei bedeuten. *ferrea* kann Attribut zu *virga* sein, so daß sich der Sinn „die eiserne Rute zeigt es an“ ergäbe, oder es kann ein Akkusativobjekt im Plural sein und bedeuten: „die Rute zeigt die eisernen (allgemeiner: metallischen) Schätze an“. In diesem Falle könnte die Rute auch die althergebrachte Haselrute sein. Vielleicht ist es einem Sachkenner möglich, auf Grund des Kupferstiches zu entscheiden, ob diese Wünschelrute aus Eisen oder aus einem Ast besteht. Nicht ganz sicher ist es auch, ob Sambucus von der Schatzgräberei oder dem Muten der Bergleute spricht: *nummis*



QUID non spes lucri passim promittit avaro?
Quid non attentant quod pretiumve negant?
Viscera perfodiunt terra, et phlegethonte a rura
 Scrutantur, nihil est tutum ab avaritia.
Perreptant montes cum rupibus, unde metalli
 Spes leui ostensa est, ferrea virga notat.
Hanc manibus prensam velli, ut magis, et trahunt
 A iure, hoc dines proflis indicio.

Teilansicht der Seite 283 in der „Emblemata“ des Johannes Sambucus aus dem Jahre 1576.

exhaustis kann sich sowohl auf Münzen beziehen, die der Schatzgräber mit Hilfe der Wünschelrute gefunden, aber leichtsinnig ausgegeben hat, als auch auf das eigene Vermögen eines Unternehmers, der in der Hoffnung auf Erzfunde-kostspielige Grabungen durchführte und dabei an den Bettelstab geriet. Falls die letztere Deutung zutrifft, ließe sich das Motiv mit der mittelalterlichen Reimsatire vom Feldbauern in Verbindung bringen, die von der Vermarmung eines leichtgläubigen Geldgebers handelt¹². Vielleicht kann auch diese Frage auf Grund des Bildes entschieden werden. Wenn der Mann, der am Fuße des Berges in das Erdloch vordringt, ein Bergmann ist, wird man an das Vergeuden des eigenen Vermögens zu denken haben.

Johannes Sambucus stammte aus der oberungarischen Stadt Tyrnau, die jetzt zur Slowakei gehört, und kannte gewiß den Bergbau aus eigenen Kindheitserinnerungen. So können wir seine Verse zugleich auch als ein Zeugnis für die Verwendung der Wünschelrute in den Bergstädten der Karpatengebiete betrachten. Sambucus hat alle seine Bücher in lateinischer Sprache abgefaßt und an der übernationalen Haltung der Humanisten mit solcher Konsequenz festgehalten, daß man nicht entscheiden kann, welchem Volkstum er angehörte und welche Sprache seine Muttersprache war. Heute ist Tyrnau überwiegend slowakisch, früher war

es stark vom Magyarischen bestimmt, und im Mittelalter war das Stadtbürgertum deutsch. Die ältesten städtischen Archivalien von Tyrnau sind deutsch abgefaßt. Während die Slowaken Sambucus für einen Slowaken halten und die Magyaren ihn für Ungarn in Anspruch nehmen, kommt auch die Möglichkeit, daß er deutschen Geblütes gewesen sein könnte, ernsthaft mit in Frage. Der nach Humanistenbrauch latinisierte Zuname Sambucus bedeutet Holunder und könnte recht wohl den in jener Gegend häufig vorkommenden Familiennamen Holder oder Holderer wiedergeben. In einem anderen Gedicht der „Emblemata“ erwähnt er seine beiden Hunde, die ihn auf seinen Reisen durch Europa begleiteten, und nennt ihre Rufnamen. Der eine trug den italienischen Namen Bombo, der andere den wienerisch gefärbten Namen Madel. Solche Einzelheiten haben einen gewissen intimen Reiz, können aber letztlich nichts über die Volkszugehörigkeit des Sambucus aussagen, da die Namengebung stark von übernationalen Moden beeinflusst wird. Sicher ist aber jedenfalls, daß Sambucus am Wiener Hof, dem er als kaiserlicher Leibarzt und Historiograph angehörte, fest in die deutschen Kulturtraditionen hineingewachsen war.

Anmerkungen

- 1 F.W. Barrett — Th. Bestermann: The divining rod, an experimental and psychological investigation. London 1926.
 G. Fritsch: Das Problem geopathogener Erscheinungen vom Standpunkt der Geophysik. 1955.
- 2 G. Hellmann: Repertorium der deutschen Meteorologie. Leistungen der deutschen Schriften, Erfindungen und Beobachtungen auf dem Gebiete der Meteorologie und des Erdmagnetismus von den ältesten Zeiten bis zum Schlusse des Jahres 1881. Leipzig 1883.
 C. Graf von Klinckowstroem — R. von Maltzahn: Handbuch der Wünschelrute, Geschichte, Wissenschaft, Anwendung. München und Berlin 1931.
- 3 H. Menhardt: Verzeichnis der altdeutschen literarischen Handschriften der Österreichischen Nationalbibliothek, Bd. 2. Berlin 1961, S. 1130 ff.
- 4 Menhardt S. 747f.
- 5 G. Eis: Nachrichten über eine medizinische Sammelhandschrift der Donaueschinger Hofbibliothek. In Medizinische Monatsschrift 13 (1959), S. 112.
- 6 G. Eis: Georg Meyers „Bergwercks Geschöpf“. In: Zeitschrift für sudetendeutsche Geschichte 7 (1943), S. 356ff.
- 7 J. Mendels: Das „Bergbüchlein“ und seine Nachfolger. In: Zeitschrift für deutsche Philologie 75 (1956), S. 83—94.
- 8 W. Leibbrand: Francesco Petrarca's Invectivae contra medicum quendam, Monumentum Bambergense. Festgabe für Benedikt Kraft, München 1955, S. 480ff.
- 9 Johannes Sambucus: Emblemata et aliquot nummi. Quarta editio, Antverpiae 1576; G. Eis: Nachrichten zur Heidelberger Medizingeschichte des 15. und 16. Jahrhunderts. In: Medizinische Monatsschrift 14 (1960), S. 326f.
- 10 M. Praz: A Bibliography of Emblem Books, London 1947;
 R. Clements: Picta Poesis, Rom 1960.
- 11 A. G. C. de Vries: De nederlandsche Emblemata, Geschiedenis en Bibliographie, tot de 18 eeuw. Amsterdam 1899.
 J. ten Winkel, in: H. Paul: Grundriß der germanischen Philologie. Straßburg 1901 ff., S. 514.
- 12 F. Kirnbauer und K. L. Schubert: Die Märe vom Feldbauer. Leobener grüne Hefte 18, Wien 1955.